

ZEITSCHRIFTEN-SPIEGEL

Brücken zwischen Ost und West

Die in Zürich erscheinende Vierteljahresschrift *Der neue Bund*, die von Dr. Eugen Steinemann, dem Direktor des Schweizerischen Sozialarchivs, redigiert wird, hat ihre Nr. 4/1960 unter das Motto „Brücken zwischen Ost und West“ gestellt. Zu diesem Thema veröffentlicht die sozialdemokratische Zeitschrift einleitend grundsätzliche Betrachtungen, die hier mit geringfügigen Kürzungen wiedergegeben seien:

„Die heutige Menschheit mit ihren zwei entgegengesetzten Blöcken gleicht einer schlechten Ehe. Es gibt für ihre Zukunft drei Möglichkeiten. Entweder kapituliert der eine Partner vor dem anderen und unterzieht sich dessen Diktat; oder beide beharren starr auf ihrem Standpunkt und quälen sich damit gegenseitig so lange, bis es zum Bruch kommt; oder sie finden eine Methode des Ausgleichs und der Zusammenarbeit, die ihnen ein mehr oder weniger friedliches Zusammenleben auf die Dauer ermöglicht.

Von den beiden weltpolitischen Blöcken ist keiner zur Kapitulation bereit... Die erste der drei theoretischen Möglichkeiten ist also entweder praktisch undurchführbar oder als Kapitulation des Westens vor dem Kommunismus zwar nicht undenkbar, aber so unerwünscht, daß sie als Ziel unserer Politik außer Betracht fällt.

Die zweite Möglichkeit bedeutet Krieg . . . Das kommt einem Selbstmord der ganzen Menschheit und einer Vernichtung ihrer gesamten Kultur nahe. Was vorzuziehen sei, Krieg oder Kapitulation, ‚tot oder Sklav‘, darüber zu diskutieren, ist müßig. Als Ziel der Politik kommt keines von beiden in Frage ...

Für eine zugleich realistische und hoffnungsvolle Politik gibt es somit nur die dritte Möglichkeit, nämlich eine Methode des Ausgleichs und der Zusammenarbeit zu suchen und auszuüben, die starren Fronten aufzubrechen — Brücken zu schlagen zwischen den feindlichen Parteien und Blöcken ...

Ausgleich schaffen, geistige und seelische Brücken bauen, ist kein Kinderspiel, das man mit etwas gutem Willen und versöhnlichem Gemüt unternehmen kann ... Wer Grundsätze hat, der muß sie auch zu verfechten wissen; und wer keine hat, der ist ohnehin zum Brückenbau nicht befähigt und als Partner nicht würdig. Eine Brücke muß zwei Widerlager haben, sonst hängt sie in der Luft.

Das Schwere am geistigen Brückenbau ist, die richtige Kombination einzuhalten zwischen fester Gründung und weiter Spanne, zwischen Grundsatztreue und Entgegenkommen, unachgiebiger Härte im entscheidend Sachlichen

und versöhnlicher Güte im Menschlichen, zwischen gesundem Selbstvertrauen und verständigem Eingehen auf das Wesen und das Anliegen des andern . . .

Leider ist heute zumeist noch das Gegenteil üblich. Man fährt auf der bequemen Einbahnstraße, und jeder, der bemüht ist, auch die andere Seite zu sehen, wird schon als Parteigänger verlästert. . .

Drei Pfeiler sind es zur Hauptsache, auf denen Brücken zu errichten sind: Prüfung, Vorbild, Gespräch.

Es ist gute abendländische Tradition, daß man einen Fall genau und umsichtig prüft, bevor man darüber urteilt. Wie verhält es sich damit dem größten Kriminalfall aller Zeiten, dem Kommunismus, gegenüber? Haben seine großen und kleinen Anhänger ihn wirklich studiert? Was wissen wir von seinem geschichtlichen Werden, was von seinen sozialen Wurzeln, was von seiner Ideologie, was schließlich etwa vom Inhalt und Wert der sowjetischen Abrüstungsvorschläge? Leider meist beschämend wenig.

Es ist ebenso ein erster Grundsatz unserer Pädagogik, daß jede Mühe, erzieherisch auf andere einzuwirken, vergeblich ist, wenn der Erzieher nicht mit dem guten Beispiel vorangeht. Halten wir uns daran? Was tun wir, um die sozialen Übel, auf denen der Kommunismus gewachsen ist, bei uns selber zu überwinden? Sind wir ehrlich und kritisch genug, um einzusehen, wie unsere eigene Freiheit, unsere Demokratie vielfach nur Fassade sind, hinter der sich eine sehr fragwürdige Wirklichkeit versteckt? Und entspricht schließlich unsere persönliche Lebensführung einigermaßen den christlichen Geboten, die wir dem ‚materialistischen Osten‘ gegenüber so rühmen?

Es ist eine der größten Errungenschaften der griechisch-christlichen Kultur, daß man der Überzeugung mehr zutraut als der Keule, den Geist höher achtet als die Gewalt, und daß man auch im geringsten noch einen Bruder erkennt, den man nicht nur zu belehren, sondern von dem man auch zu lernen hat. Deshalb spürt man von diesem Geist, dem wir doch verpflichtet sind, sowenig in unserer Begegnung mit dem Osten? Warum scheuen wir das Gespräch?

Wahrlich, es gibt Ansatzpunkte genug für den, der ehrlich und ernsthaft Brücken bauen will. Aber wie steht es denn mit der anderen Seite? So hält man uns entgegen. Ist es etwa *Chruschtschow* ernst mit seiner friedlichen Koexistenz?

Daß es Chruschtschow mit dem Frieden ernst ist, das beweist seine hartnäckige Auseinandersetzung mit den Chinesen. Das bedeutet für den Westen schon ungeheuer viel. Es ist allerdings ein Friede nach seiner eigenen Fassung, den Chruschtschow meint... Aber Chruschtschow ist nicht der einzige Kommunist,

und die Geschichte hat immerhin das Tröstliche gelehrt, daß nicht alle Kommunisten einander gleich sind, auch nicht die führenden. Es können eines Tages verständigere Gegner vor uns stehen, warum nicht? Die katholische Kirche hat mehr als vierhundert Jahre gebraucht, bis ihr Papst den Reformierten gegenüber nicht mehr Kapitulation forderte, sondern von ‚avvicinamento‘, gegenseitiger Annäherung, sprach. Man kann vom Kommunismus dasselbe nicht in einem Menschenalter verlangen. Eines Tages kann es doch so weit sein. Inzwischen sollten wir westlichen Menschen unserer historischen Verpflichtung gemäß beweisen, daß wir den weiteren Atem und größeren Glauben haben und so viel Mut aufbringen, auch dort mit dem Brückenbau zu beginnen, wo noch nicht genau feststeht, was auf dem anderen Ufer geschehen wird.“

Über den Mut in unserer Zeit

Am 22. Januar erhielt *Philip Noel-Baker*, führender Labour-Politiker, Nobelpreisträger und internationale Autorität für das Abrüstungsproblem, in München den Albert-Schweitzer-Preis. Bei diesem Anlaß hielt der Schriftsteller Dr. *Robert Jungk* einen Vortrag, der unter dem Titel „Über den Mut in unserer Zeit“ in Nr. 159 der in München erscheinenden Monatszeitschrift *Die Kultur* veröffentlicht wurde. Wir möchten hier die wichtigsten Abschnitte dieser grundsätzlich bedeutsamen und zugleich aktuellen Betrachtungen Robert Jungks wiedergeben:

„In diesem Zeitalter der großen Umwälzungen sind selbst die menschlichen Tugenden manch ungewöhnlicher und unerwarteter Wandlung unterworfen. Was jahrtausendlang des Lobes wert schien, erweist sich nun oft als bedenklich, gefährlich, ja geradezu als Untugend. So kann in unseren Tagen strengstes Pflichtbewußtsein zur Beihilfe am Massenmord werden, Gehorsam zur Mitschuld am unausdenkbar Schrecklichen, während andererseits der Saboteur, ja der Verräter in extremis zum letzten Verteidiger der Menschlichkeit werden mag.

Auch der Mut, den wir heute brauchen, ist von ganz anderer Art als jener, den frühere Generationen verherrlichten. Diese neue Art der Courage lebt uns *Philip Noel-Baker*, Staatsmann und Gentleman, vor. Da ist keine Spur mehr von jener Tollkühnheit, jener aufregenden, aber doch etwas dümmlichen Blindheit geblieben, die den mutigen Draufgänger von einst charakterisierten. Kühle, Klarsichtigkeit, der Mut zum unvoreingenommenen Betrachten und Überprüfen der Tatsachen kennzeichnen die Haltung dieser außerordentlichen Persönlichkeit. Deshalb wagt er es, Fakten auszugraben, auch wenn sie im ersten Augenblick die Politik seiner eigenen Landsleute belasten...

Es ist diesem zutiefst von den Idealen des Westens erfüllten Mitglied des britischen

Unterhauses sicherlich nicht leichtgefallen, auf Grund gründlichen Aktenstudiums die Legende von der einseitigen Sabotage der Abrüstungsverhandlungen durch die Sowjetunion zu widerlegen und die Staatsmänner der freien Welt scharf zu kritisieren, weil sie im Mai 1955 die außerordentlich weitgehenden Konzessionen der Russen nicht als ernstes Angebot betrachteten und aufnahmen. Noel-Baker hat das riskiert und damit eine zweite Facette zeitgerechten Mutes offenbart: *den Mut, sich verdächtigen und diffamieren zu lassen*. Denn wenn der Mutige von gestern und vorgestern Lob erwarten durfte, so muß ein Heutiger, der verwegen genug ist, einer irrigen, aber fast allgemein als ‚richtig‘ angesehenen Auffassung entgegenzutreten, sich darauf gefaßt machen, bestenfalls als Narr, im schlimmeren und häufigeren Falle aber/ sogar als Überläufer denunziert zu werden.

Noel-Baker hat derartige Verleumdungen nicht gefürchtet, weil er den heute unerläßlichen *Mut zur Geduld* besitzt... Verteidiger der Zukunft des Menschengeschlechtes zu sein, auch wenn diese Zukunft nicht immer im Lichte liegen sollte, das erfordert aber nicht nur Mut zur Geduld und Besonnenheit, sondern auch den heute so selten gewordenen *Mut zur Hoffnung*.

Nicht leichtfertiger Optimismus, nicht tatsachenfremder Idealismus, kein bloßes Wunschenken liegt Noel-Bakers Mut zur Hoffnung zugrunde, sondern genaueste Kenntnis aller Einzelheiten der bisherigen Abrüstungsverhandlungen. Wenn diese Debatten, obwohl sie schon mehrmals zu einer weitgehenden Annäherung führten, dennoch keine Erfolge brachten, so liegt das daran, daß die Unterhändler etwas zuviel, nämlich hundertprozentige Sicherungen, verlangten, die aus menschlichen und technischen Gründen nicht gegeben werden konnten. Es fehlte zur Überbrückung des letzten Trennenden immer wieder der heute so entscheidende *Mut zum Vertrauen*.

Noel-Baker verlangt diesen Mut nicht nur als ein Glaubensbekenntnis, sondern als Akt der Vernunft. Er versucht zu beweisen, daß beide Seiten, indem sie nicht nur auf Kontrollen, sondern auch auf das gesunde Selbstinteresse der Kontrahenten vertrauen und auf ihren Willen, das Überleben höher zu stellen als die Überlegenheit, weit geringere Risiken eingehen als mit dem immer gefährlicher werdenden Risiko eines modernen, unter Anwendung von atomaren, chemischen und biologischen Kampfmitteln geführten Vernichtungskrieges.

Den Mut zum Vertrauen, wie ihn Noel-Baker besitzt, werden wir von ihm lernen müssen, sonst bleibt uns das Schicksal eines Lebens in ständiger Angst, verdrängt nur von hastiger Gier, notdürftig übertönt von falschem Trubel, ein Leben des Zitterns, ohne Plan, Zweck und höheres Ziel.“

Eine andere Seite des Mutes in unserer Zeit erörtert *Werner Spanehl* im Leitartikel von Nr. 3 des von ihm redigierten Organs der Deutschen Postgewerkschaft (*Deutsche Post*). „Mut zur Kritik“ überschreibt er seine Betrachtungen, in denen er zunächst an Hand konkreter Beispiele aus den USA und der deutschen Bundesrepublik zeigt, wie vielen Menschen es heute an Mut fehlt. Dann kommt Spanehl zu folgenden Feststellungen:

„Die parlamentarische Demokratie wird hierzulande gern mit einer gut funktionierenden Regierung und Verwaltung verwechselt. . . Der Obrigkeitsstaat unserer Vorfahren geistert da noch irgendwie in unseren Gefühlen herum. Diese Gefühle aber sind es, die uns so kritikfeindlich machen.

Der Bewahrer hat es bei uns unendlich viel leichter als der Kritiker. Die Regierung ist in einer günstigeren Lage als die Opposition. Die Arbeitgeber sind glaubwürdiger als die Gewerkschaften, die Gebenden sympathischer als die Fordernden. Die Kritiker gelten als Störenfriede, Unruhestifter, ja, wenn die Antipathie besonders ausgeprägt ist, sogar als ‚Nestbeschmutzer‘. Zu unserem Unglück ist diese Meinung bereits so weit verbreitet, daß sie selbst die Kritiker zu beeindrucken beginnt. Man getraut sich nicht mehr, gegen den Strom zu schwimmen. Um des guten Rufes willen paßt man sich an. Deutliche Worte sind verpönt...

Dieser Zustand ist betrüblich. Er bereitet uns Sorgen. Die Interessengegensätze sind nämlich nicht dadurch aufgehoben, daß man den Auseinandersetzungen aus dem Wege geht. Sie werden nur verschleiert. Das Wörtlein von ‚demselben Strang‘, an dem wir angeblich alle zögen, ist nur dann richtig, wenn es sich auf die Demokratie bezieht. Die wollen wir alle. Gerade deshalb müssen wir uns zu unserer Meinung und zum friedlichen Streite bekennen . . .

Die Demokratie lebt von der Kunst des Kompromisses. Wenn man sich aber *vor* der geistigen Auseinandersetzung einigt, so ist das kein Kompromiß, sondern eine opportunistische Windbeutelei, die unsere schlechte Konzeption oder Feigheit verbergen soll. Das gilt für den einzelnen genauso wie für Lohnverhandlungen und die hohe Politik. Ein Kompromiß ist nur dort möglich, wo verschiedene Ausgangspositionen mit Nachdruck und guten Argumenten vertreten werden.

Nein, wir haben keinen *McCarthy* in der Bundesrepublik; aber wir vermissen ihn auch gar nicht. Die weiche Welle des Opportunismus trägt uns zum selben Gestade. Dort wird es keine Meinungsverschiedenheiten mehr geben. Materiell wird alles zum besten bestellt sein. Unsere Selbstachtung aber werden wir erst gar nicht zu suchen brauchen, weil sie uns unterwegs abhanden gekommen ist.

Es muß nicht so sein. Was uns fehlt, ist der Mut zur Kritik.“ W. F.